

Herman Koch



SOMMERHAUS MIT  
SWIMMINGPOOL

Roman

Aus dem Niederländischen  
von Christiane Kuby

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2013

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Zomerhuis met zwembad* bei Ambo|Anthos Uitgevers, Amsterdam

© 2011 Herman Koch

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby

© 2011, 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © ArtmannWitte – Fotolia.com

Gesetzt aus der DTL Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04498-0

Ich bin Hausarzt. Von morgens halb neun bis mittags um eins halte ich Sprechstunde. Ich nehme mir Zeit. Für jeden Patienten zwanzig Minuten. Das ist mein Markenzeichen. Welcher Hausarzt hat heutzutage schon zwanzig Minuten Zeit für einen, sagen die Leute – und sagen es weiter. Er nimmt nicht zu viele Patienten an, sagen sie. Er will sich für jeden Einzelnen Zeit nehmen. Ich habe eine lange Warteliste. Für jeden Patienten, der stirbt oder umzieht, melden sich auf einen einzigen Anruf hin fünf neue.

Patienten verwechseln Zeit mit Aufmerksamkeit. Sie glauben, sie bekämen mehr Aufmerksamkeit von mir als von anderen Hausärzten. Doch ich widme ihnen nur mehr Zeit. Was ich wissen muss, habe ich schon nach einer Minute herausgefunden. Die übrigen neunzehn Minuten kann ich dann mit Aufmerksamkeit füllen. Oder besser gesagt: mit der Illusion von Aufmerksamkeit. Ich erkundige mich nach dem Sohn, nach der Tochter. Frage, ob sie wieder besser schlafen. Ob sie nicht zu viel oder zu wenig essen. Ich lege ihnen das Stethoskop erst an die Brust, dann an den Rücken. Einmal tief einatmen, sage ich. Langsam ausatmen. Ich höre nicht richtig hin. Zumindst versuche ich das. Innen klingen alle menschlichen Körper gleich. An erster Stelle ist da natürlich das Herz. Das Herz weiß von nichts. Es pumpt. Es ist ein Maschinenraum. Der Maschinenraum hält das Schiff nur in Bewegung, der

Kurs wird woanders gesetzt. Dann gibt es die Geräusche der Eingeweide. Der Organe. Eine überlastete Leber klingt anders als eine gesunde. Eine überlastete Leber ächzt. Sie ächzt und fleht. Sie fleht um einen einzigen Ruhetag. Einen Tag, an dem sie den schlimmsten Abfall entsorgen kann. Denn gerade ist sie immer mit der Arbeit im Rückstand. Die überlastete Leber ist wie die Küche eines Restaurants, das niemals schließt. Der Abwasch türmt sich. Die Spülmaschinen laufen auf Hochtouren. Doch die schmutzigen Teller und angebrannten Töpfe stapeln sich immer höher. Die überlastete Leber setzt ihre ganze Hoffnung auf diesen einen Ruhetag, der nie kommt. Jeden Tag gegen Ende des Nachmittags (und manchmal schon früher) wird diese Hoffnung zunichtegemacht. Wenn die Leber Glück hat, fängt es erst nur mit Bier an. Da kann sie die meiste Arbeit auf die Nieren abwälzen. Aber natürlich gibt es immer Leute, denen Bier nicht genügt. Sie nehmen noch was dazu: einen Genever, einen Wodka, einen Whisky. Etwas, was sie mit einem Zug hinunterkippen können. Die Leber ist bis zum Zerreißen gespannt. Erst wird sie hart, wie ein zu fest aufgepumpter Reifen, den schon eine kleine Unebenheit auf der Straße zum Platzen bringt.

Ich höre die Leber mit dem Stethoskop ab. Ich drücke mit dem Finger auf die harte Stelle unter der Haut. Tut es hier weh? Wenn ich noch fester drücke, reißt mir die Leber gleich hier in der Praxis. Das kann ich nicht gebrauchen. Auf diese Schweinerei kann ich verzichten. Das Blut kommt in einem Schwall hoch. Kein Hausarzt hat gerne einen Sterbefall in seinem Behandlungszimmer. Zu Hause können sie machen, was sie wollen. In ihrem eigenen Haus, mitten in der Nacht, in ihrem eigenen Bett. Bei einem Leberriß schaffen sie es meist nicht mal mehr bis zum Telefon. Der Krankenwagen käme so oder so zu spät.

Im Abstand von zwanzig Minuten kommen meine Patienten in die Sprechstunde. Meine Praxis liegt im Parterre. Sie

kommen auf Krücken und in Rollstühlen. Manche sind zu schwer, andere kurzatmig. Treppensteigen können sie nicht mehr. Es würde ihren sicheren Tod bedeuten. Andere bilden es sich nur ein: dass schon mit dem Erklimmen der ersten Stufe ihr letztes Stündlein geschlagen hätte. Diese Patienten sind bei Weitem in der Mehrzahl. Den meisten fehlt nämlich gar nichts. Sie ächzen und stöhnen, geben Laute von sich, als würden sie dem Tod unablässig ins Auge sehen, sie lassen sich mit einem Seufzer auf den Stuhl gegenüber meinem Schreibtisch fallen – aber ihnen fehlt nichts. Ich höre mir ihre Beschwerden an. Hier tut es weh und hier, manchmal strahlt der Schmerz bis hier unten aus ... Ich setze eine interessierte Miene auf und kritzle etwas auf einen Zettel. Ich bitte sie, mir ins Behandlungszimmer zu folgen. Nur in Ausnahmefällen fordere ich jemanden auf, sich hinter dem Wandschirm auszuziehen. In Kleidern finde ich diese menschlichen Körper schon schlimm genug. Wenn es irgend geht, möchte ich mir den Anblick jener Körperteile ersparen, die nie das Licht der Sonne zu sehen bekommen. Die Hautfalten, zwischen denen es immer zu warm ist und wo die Bakterien freies Spiel haben, die Pilze und Entzündungen zwischen den Zehen, unter den Nägeln, die Stellen, an denen sie sich kratzen, bis es zu bluten beginnt ... Hier, Herr Doktor, hier juckt es am schlimmsten ... Nein, danke! Ich tue so, als würde ich alles genau inspizieren, aber dabei denke ich an etwas anderes. An eine Achterbahn in einem Freizeitpark, auf den vordersten Wagen ist ein grüner Drachenkopf montiert, die Leute strecken die Arme in die Luft und schreien sich die Lunge aus dem Leib. Aus den Augenwinkeln sehe ich feuchte Büschel Schamhaar, entzündete rote, kahle Stellen, an denen nie mehr Haar wachsen wird, und ich denke an ein Flugzeug, das in der Luft explodiert, während die noch angeschnallten Passagiere in ihren Sitzen zu einem kilometerlangen Sturz ins Unendliche ansetzen. Es ist kalt, die Luft ist dünn, in der Tiefe wartet der Ozean.

Beim Wasserlassen brennt es, Herr Doktor, als würde ich Nadeln pinkeln ... Ein Zug geht in die Luft, bevor er den Bahnhof erreicht, das Spaceshuttle Columbia zerplatzt in tausend Stücke, das zweite Flugzeug bohrt sich in den South Tower. Hier brennt es, Herr Doktor. Hier ...

Sie können sich wieder anziehen, sage ich. Ich schreibe Ihnen etwas auf. Manche Patienten können ihre Enttäuschung nur schwer verbergen: ein Rezept? Eine Weile stehen sie reglos da, die Unterhose oder den Slip auf den Knien. Sie haben sich einen ganzen Vormittag freigenommen, sie wollen Wertarbeit für ihr Geld, auch wenn das von der Gemeinschaft der Gesunden berappt wird. Sie wollen, dass der Doktor sie zumindest befühlt, dass er sich die Gummihandschuhe anzieht und irgendetwas – ein Körperteil – zwischen die sachkundigen Finger nimmt. Dass er einen Finger irgendwo hineinsteckt. Sie wollen *untersucht* werden, sie begnügen sich nicht mit seiner jahrelangen Erfahrung, seinem klinischen Blick, der auf Anhub registriert, was jemandem fehlt. Weil er es schon hunderttausend Mal gesehen hat. Weil seine Erfahrung ihm sagt, dass er nicht beim hunderttausendsten Mal plötzlich die Gummihandschuhe anzuziehen braucht.

Manchmal ist es unvermeidlich. Manchmal muss man hinein. Meist mit einem oder zwei Fingern, gelegentlich mit der ganzen Hand. Ich ziehe die Gummihandschuhe an. Legen Sie sich bitte auf die Seite ... Für den Patienten ist das der Wendepunkt. Endlich wird er ernst genommen, eine innere Untersuchung findet statt, aber jetzt ist sein Blick nicht mehr auf mich gerichtet, sondern nur noch auf meine Hände. Die Hände, die sich die Gummihandschuhe überstreifen. Er fragt sich, wie er es so weit hat kommen lassen. War es wirklich das, was er wollte? Bevor ich die Handschuhe anziehe, wasche ich mir die Hände. Da sich das Waschbecken gegenüber dem Behandlungstisch befindet, kehre ich dem Patienten dabei den Rücken zu. Ich lasse mir Zeit. Ich kremple die Ärmel hoch. Ich weiß,

dass mich der Patient keine Sekunde aus den Augen lässt. Ich lasse das Wasser über die Handgelenke laufen. Sorgfältig wasche ich mir die Hände und dann die Unterarme bis zu den Ellenbogen. Durch das Geräusch des strömenden Wassers kann ich es nicht hören, aber ich weiß, dass sich der Atem des Patienten beschleunigt, wenn ich bei den Ellenbogen angelangt bin. Er beschleunigt sich oder er stockt. Eine innere Untersuchung wird stattfinden, bewusst oder unbewusst hat der Patient darauf gedrängt. Dieses Mal wollte er sich nicht mit einem Rezept abwimmeln lassen. Aber jetzt kommen ihm Zweifel. Warum wäscht und desinfiziert sich mein Hausarzt die Arme bis zu den Ellenbogen? Etwas im Körper des Patienten zieht sich zusammen. Während er sich doch gerade entspannen sollte. Entspannung ist der Schlüssel zu einer schmerzlos verlaufenden inneren Untersuchung.

Ich drehe mich um und trockne mir die Hände ab, die Unterarme, die Ellenbogen. Während ich ein in eine Plastikhülle verpacktes Paar Handschuhe aus einer Schublade nehme, sehe ich den Patienten immer noch nicht an. Ich reiße die Hülle auf und werfe sie in den Treteimer. Erst beim Anziehen der Handschuhe fixiere ich den Patienten. Sein Blick ist, wie soll ich sagen, *anders* als bevor ich mich umdrehte, vor dem Händewaschen. Legen Sie sich schon mal hin, sage ich, bevor er seine Bedenken in Worte fassen kann. Mit dem Gesicht zur Wand. Es ist weniger erniedrigend, wenn man nackt daliegt, als wenn einem die Hose und Unterhose noch auf den Knöcheln hängt. Man fühlt sich weniger hilflos. Die besockten und beschuhten Beine sind an den Knöcheln durch Hose und Unterhose aneinandergefesselt. Wie bei einem Sträfling in einer *Chain Gang*. Einer, dem die Hose auf den Knöcheln hängt, kann nicht weglaufen. Ihn kann man einer inneren Untersuchung unterziehen, man kann ihm auch mit der Faust mitten ins Gesicht schlagen. Oder man kann mit der Pistole in die Zimmerdecke schießen, bis das Magazin leer ist. Ich habe

mir verdammt noch mal lange genug all die Lügen angehört! Ich zähle bis drei: Eins ... zwei ... Versuchen Sie sich zu entspannen, sage ich noch einmal. Drehen Sie sich auf die Seite. Ich zupfe die Gummihandschuhe noch etwas fester um die Finger und über die Handgelenke. Das Geräusch des sich dehrenden Gummis erinnert mich immer an Luftballons. Luftballons für einen Geburtstag, die man nachts schon aufgeblasen hat, um das Geburtstagskind zu überraschen. Das kann sich jetzt kurz etwas unangenehm anfühlen, sage ich. Atmen Sie einfach ruhig weiter ein und aus. Der Patient ist sich meiner Anwesenheit direkt hinter seinem teilweise entblößten Körper nur allzu bewusst, aber er kann mich nicht mehr sehen. Das ist der Moment, in dem ich mir die Zeit nehme, diesen Körper, zumindest den entblößten Teil, etwas genauer zu betrachten.

Bisher habe ich von einem Mann gesprochen. Im vorliegenden Beispiel liegt ein Mann mit heruntergezogener Hose und Unterhose auf dem Behandlungstisch. Frauen sind eine andere Geschichte. Auf sie komme ich gleich zu sprechen. Der Mann dreht den Kopf, kann mich aber, wie gesagt, nicht mehr richtig sehen. Lassen Sie doch ruhig den Kopf liegen, sage ich. Entspannen Sie sich. Außerhalb des Gesichtsfelds des Patienten richte ich meinen Blick auf den nackten unteren Teil seines Rückens. Ich habe dem Patienten gesagt, dass es sich kurz etwas unangenehm anfühlen könnte. Zwischen dieser Mitteilung und dem unangenehmen Gefühl selbst passiert nichts. Dies ist der leere Augenblick. Der leerste Augenblick der ganzen Untersuchung. Die Sekunden ticken unhörbar weg, wie bei einem Metronom mit abgeschaltetem Ton. Ein Metronom auf einem Klavier in einem Stummfilm. Ich habe den Mann noch nicht berührt. Oberhalb des nackten Hinterns ist der Abdruck der Unterhose sichtbar. Dünne rote Streifen, die das Gummiband auf der Haut zurückgelassen hat. Manchmal sind Pickel oder Muttermale da. Die Haut ist

blaus, sie kommt zu wenig an die Sonne. Haare, je weiter nach unten, desto mehr. Ich bin Linkshänder. Die Rechte lege ich dem Patienten auf die Schulter. Durch den Gummihandschuh hindurch spüre ich, wie sein Körper erstarrt. Er verkrampft sich. Er möchte sich entspannen, doch der Instinkt ist stärker, er rebelliert, er lehnt sich gegen den bevorstehenden Angriff von außen auf.

Und dann ist meine linke Hand da, wo sie hin soll. Der Mund des Patienten öffnet sich, seine Lippen weichen auseinander, ein tiefer Seufzer entringt sich ihm, als ich den Mittelfinger einführe. Ein Laut zwischen Seufzen und Stöhnen. Ganz ruhig, sage ich. Es ist gleich vorbei. Ich versuche, an nichts zu denken, aber das ist immer schwierig. Deshalb denke ich daran, wie ich einmal nachts auf einem matschigen Fußballplatz meinen Fahrradschlüssel verloren habe. Die Stelle, wo er liegen musste, war höchstens einen Quadratmeter groß. Tut es hier weh?, frage ich. Jetzt gesellt sich mein Zeigefinger zum Mittelfinger, gemeinsam finden wir den Schlüssel schneller. Ein bisschen? Wo genau? Hier? Oder hier? Ein paar Laternen brannten noch, damals am Fußballplatz, aber es war zu schummrig, um wirklich etwas sehen zu können. Es hat geregnet. Meist ist es die Prostata. Krebs oder nur einfach eine Vergrößerung. Bei einer ersten Untersuchung lässt sich noch wenig dazu sagen. Ich hätte zu Fuß nach Hause gehen und am nächsten Tag wiederkommen können, um bei Tageslicht zu suchen. Aber ich wühlte eh schon im Schlamm, da konnte ich genauso gut weitermachen. Au! Da, Doktor! Scheiße! Entschuldigen Sie ... O, verdammt noch mal! Und dann kam dieser eine winzige Augenblick, meine Finger erasteten etwas Hartes im nassen Brei. Vorsicht, es kann auch eine Glasscherbe sein ... Ich halte es noch gegen das Licht, das spärliche Licht einer Laterne am Rand des Platzes, aber eigentlich bin ich mir sicher. Es glänzt, es blinkt, ich brauche nicht zu Fuß gehen. Ich ziehe die Handschuhe aus und werfe

sie in den Treteimer. Sie können sich wieder anziehen. Es ist noch zu früh, irgendwelche Schlüsse zu ziehen, sage ich.

Es ist inzwischen schon wieder anderthalb Jahre her, dass Ralph Meier auf einmal in meinem Wartezimmer saß. Natürlich erkannte ich ihn sofort. Ob er rasch zwischendurch ... es wäre nur eine Kleinigkeit. Er kam sofort zur Sache. Ob es wahr sei – er habe das von dem und dem gehört –, dass man von mir ziemlich leicht gewisse ... er sah sich verstohlen um, als hätte er Angst, wir könnten abgehört werden. Derjenige, von dem er sprach, gehörte zu meinen festen Patienten, die den Mund nicht halten konnten, und so war auch Ralph Meier bei mir gelandet. Je nachdem, sagte ich. Ich muss Ihnen schon erst ein paar Fragen zu Ihrem Allgemeinbefinden stellen, damit wir nicht später eine Überraschung erleben. Aber dann?, fragte er drängend. Wenn alles in Ordnung ist, sind Sie dann auch wirklich bereit ... Ich nickte. Ja, sagte ich. Das kann geregelt werden.

Jetzt sind wir anderthalb Jahre weiter, und Ralph Meier ist tot. Und morgen früh muss ich vor der Ärztekammer erscheinen. Nicht wegen dem, was ich ihm damals beschafft habe, sondern wegen etwas anderem, was ein gutes halbes Jahr später passierte: wegen etwas, was man einen »ärztlichen Kunstfehler« nennen könnte. Was die Ärztekammer betrifft, mache ich mir nicht allzu viel Sorgen, wir Mediziner kennen einander alle, häufig haben wir zusammen studiert. Bei uns sind Zustände wie in Amerika undenkbar, wo ein Rechtsanwalt einen Arzt nach einer Fehldiagnose zugrunde richten kann. In unserem Land muss man es schon sehr bunt treiben. Und selbst dann. Eine Verwarnung, eine Arbeitssperre von ein paar Monaten, mehr hat man nicht zu befürchten.

Das Einzige, worauf es mir ankommt, ist, dass die Kommission dabei bleibt, dass es sich um einen Behandlungsfehler handelt. Ich muss meine fünf Sinne zusammennehmen.

Ich muss selber zu hundert Prozent weiter daran glauben – an den Behandlungsfehler.

Vor ein paar Tagen war die Beerdigung. Auf einem schönen, ländlichen Friedhof in einer Biegung des Flusses. Hohe, alte Bäume, die im Wind rauschten. Vögel zwitscherten. Ich hatte mich etwas abseits gestellt, das schien mir vernünftiger. Was dann passierte, traf mich völlig unvorbereitet.

»Wie kannst du es wagen herzukommen!«

Es trat völlige Stille ein, sogar der Wind schien sich zu legen. Auch die Vögel verstummten schlagartig.

»Du Schwein. Wie kannst du es wagen?«

Judith Meier hatte die Stimme einer geschulten Sängerin, die noch in den hintersten Reihen eines Konzertsaals gut zu hören ist. Alle Gesichter wandten sich mir zu. Sie stand an der geöffneten Hecktür des Bestattungswagens, wo sich die Totengräber gerade den Sarg mit der Leiche ihres Mannes auf die Schultern hoben.

Sie bahnte sich einen Weg durch die dichte Schar der Trauergäste, die auseinanderwichen. Das Geräusch ihrer hohen Absätze auf dem Kies der Auffahrt war eine halbe Minute lang der einzige Laut in der atemlosen Stille.

Direkt vor mir blieb sie stehen. Ich erwartete, sie würde mir mit der flachen Hand ins Gesicht schlagen. Oder mir mit den Fäusten auf die Brust trommeln. Kurz, sie würde mir eine Szene machen, denn darin war sie schon immer gut gewesen.

Doch sie tat nichts dergleichen.

Sie sah mich nur an. Ihre Augen waren rot unterlaufen.

»Du Schwein«, sagte sie noch einmal, viel leiser diesmal.

Dann spuckte sie mir ins Gesicht.

Der Hausarzt hat eine einfache Aufgabe. Er braucht keine Menschen zu heilen, er muss nur dafür sorgen, dass sie nicht massenhaft zu den Spezialisten und in die Krankenhäuser abwandern. Sein Sprechzimmer ist ein Vorposten. Je mehr Patienten er am Passieren hindert, desto besser versteht er sein Fach. Würden wir jeden, der mit einem Juckreiz, einem Hautfleckchen oder einem Hüsteln zu uns kommt, zum Facharzt oder ins Krankenhaus überweisen, würde das System kollabieren. Komplett. Man hat das mal für unser Land ausgerechnet. Wenn alle Hausärzte mehr als ein Drittel ihrer Patienten zur genaueren Untersuchung zum Spezialisten schickten, dann würde das System schon nach zwei Tagen in allen Fugen krachen. Nach einer Woche würde es zusammenbrechen. Der Hausarzt ist der Vorposten. Eine ganz normale Erkältung, sagt er. Kurieren Sie sich eine Woche aus, und wenn es dann noch nicht vorbei ist, kommen Sie ruhig noch mal wieder. Drei Tage später ist der Patient nachts in seinem eigenen Schleim erstickt. Das kann passieren, sagen wir. Ein seltenes Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Faktoren, so was kommt höchstens in einem von zehntausend Fällen vor.

Die Patienten nutzen ihre zahlenmäßige Überlegenheit schlecht. Nacheinander lassen sie sich ins Sprechzimmer rufen. Ich habe zwanzig Minuten Zeit, sie davon zu überzeugen, dass ihnen nichts fehlt. Bei einer Sprechstunde von halb

neun bis eins macht das drei Patienten pro Stunde, zwölf bis dreizehn pro Tag. Vom System her gesehen bin ich der ideale Hausarzt. Die, die einem Patienten nur die Hälfte dieser Zeit widmen, kommen auf vierundzwanzig Patienten pro Tag. Bei ihnen ist das Risiko größer, dass ein paar die Absperrung durchbrechen. Es ist eine Sache des Gefühls. Ein Patient, dem man nur zehn Minuten sein Ohr leiht, fühlt sich eher abgewimmelt. Er hat den Eindruck, dass seine Beschwerden nicht ernst genommen werden, und drängt schneller auf eine eingehendere Untersuchung.

Natürlich unterlaufen uns Fehler. Ohne Fehler könnte das System nicht funktionieren. Es ist sogar auf die Fehler angewiesen. Auch eine Fehldiagnose kann ja zum gewünschten Ergebnis führen. Doch oft ist sie gar nicht nötig. Die wichtigste Abwehrwaffe, die uns, den Hausärzten, zur Verfügung steht, ist die Warteliste. Meist genügt es schon, sie nur zu erwähnen. Für diese Untersuchung gibt es eine Warteliste, es kann ein halbes Jahr bis acht Monate dauern, sage ich. Durch diesen Eingriff könnte sich Ihr Zustand leicht verbessern, aber die Warteliste ist lang ... Die Hälfte der Patienten winkt sofort ab. Ich sehe ihnen die Erleichterung an. Aufgeschoben ist aufgehoben, denken sie. Niemand kriegt gern eine Sonde mit dem Durchmesser eines Gartenschlauchs durch den Kehlkopf gedrückt. Es ist keine angenehme Untersuchung, sage ich. Sie könnten natürlich auch abwarten, ob es nicht mit einer Kombination von Ruhe und Medikamenten von selbst vorbeigeht. Dann sehen wir in einem halben Jahr weiter.

Man könnte sich natürlich fragen, warum es in einem so reichen Land wie dem unseren überhaupt Wartelisten gibt. Ich muss dann immer an unsere großen Erdgasvorkommen denken. Gegenüber Kollegen habe ich das, als wir zusammen saßen, schon mal zur Sprache gebracht. Wie viel Kubikmeter Gas muss man wohl verkaufen, um innerhalb einer Woche die Warteliste für Hüftoperationen abzubauen, fragte ich sie.

Es sei doch wirklich verrückt, dass bei uns Menschen sterben, bevor sie das richtige Ende der Warteliste erreicht haben? Das sei doch absurd, meinten die Kollegen. Ich könne doch nicht unsere Gasreserven der Zahl der aufgeschobenen Hüftoperationen gegenüberstellen.

Unsere Erdgasreserven sind gewaltig, nach vorsichtigen Schätzungen reichen sie noch für die nächsten sechzig Jahre. Sechzig Jahre! Das ist mehr als die Ölreserven im Persischen Golf. Wir sind ein reiches Land. Wir sind genauso reich wie Saudi-Arabien, Kuwait, Katar – und doch sterben bei uns immer noch Menschen, weil sie zu lange auf eine Niere warten müssen. Säuglinge sterben, weil der Krankenwagen im Stau stecken bleibt, Frauen riskieren ihr Leben, weil wir, die Hausärzte, ihnen eingeredet haben, Hausgeburten seien sicher. Dabei sind sie nur *billiger* – auch hier gilt, dass das System innerhalb einer Woche zusammenbrechen würde, wenn jede angehende Mutter ihr Kind im Krankenhaus zur Welt bringen wollte. Jetzt nimmt man einfach das Risiko in Kauf, dass Kinder bei der Geburt sterben oder Gehirnschäden davontragen, weil bei Hausgeburten kein Sauerstoff verabreicht werden kann. Ganz selten einmal erscheint darüber ein Artikel in einem medizinischen Fachblatt, noch seltener finden die Erkenntnisse den Weg in die Tageszeitungen: dass nämlich die Säuglingssterblichkeit in den Niederlanden die höchste von ganz Europa und dem Rest der westlichen Welt ist. Praktische Konsequenzen hat das bisher nicht gehabt.

Der Hausarzt steht alldem machtlos gegenüber. Er kann den Leuten nur gut zureden. Er kann zumindest dafür sorgen, dass sie erst mal keine Spezialisten in Anspruch nehmen. Er kann einer Frau einreden, eine Hausgeburt sei völlig risikolos und dazu noch viel »natürlicher«. Dabei ist sie nur in dem Sinn natürlicher, wie auch Sterben natürlich ist. Wir können eine Salbe verschreiben oder Schlaftabletten, wir können Muttermale mit Säure wegbrennen, wir können eingewachsene Fuß-

nägel losstemmen. Unangenehme Aufgaben oft. Entfernen Sie nur mal mit einem Topfkratzer die angebrannten Reste zwischen den Gasflammen des Herds!

Manchmal kann ich nachts nicht schlafen. Dann denke ich an das Erdgas im Boden. Das eine Mal ähnelt es einer dieser Blasen, wie sie beim Seifenblasen entstehen, sie befindet sich direkt unter der Erdkruste, man braucht nur ein Loch zu bohren, und schon entleert sie sich – oder zerplatzt. Dann wieder erstreckt das Gas sich über eine große Fläche. Unsichtbar vermischen sich die geruchlosen Gaspartikel mit der Erde. Man hält ein Streichholz dran, und eine Stichflamme entzündet innerhalb von Sekunden ein Gebiet von Hunderten Quadratkilometern. Unterirdisch. Die obere Erdschicht gibt nach, Brücken und Gebäude verlieren ihren Halt, ganze Städte versinken im brennenden Erdreich. All das stelle ich mir vor, wenn ich mit offenen Augen im Dunkeln liege. Manchmal spielt sich der Untergang unseres Landes in Gestalt eines Dokumentarfilms ab, à la National Geographic, mit Grafiken und Computeranimationen, die Art Dokumentarfilme, auf die sich der Fernsehsender so gut versteht: über Staudammkatastrophen und Tsunamis, Vulkanausbrüche und Schlamm-lawinen, die Dörfer unter sich begraben, über eine ganze vulkanische Bergwand, die sich von einer Insel löst, ins Meer rutscht und eine Flutwelle verursacht, die acht Stunden später und Tausende Kilometer weiter eine Höhe von zwölfhundert Metern erreicht. *The Disappearance of a Country*, morgen Abend 21:30 Uhr auf diesem Kanal. Unser Land. Unser Land, das an seinen eigenen Bodenschätzen zugrunde geht.

Ab und zu denke ich auch an Ralph Meier, wenn ich nicht schlafen kann. An seine Rolle als Kaiser Augustus in der gleichnamigen Fernsehserie zum Beispiel. Die Rolle ist ihm auf den Leib geschrieben, da sind sich Freund und Feind einig. Einmal natürlich wegen seiner Statur, des im Lauf der Jahre

aufgebauten Körperumfangs. Eines Körperumfangs, wie man ihn nur mit systematischen Gelagen in Restaurants mit einem oder mehreren Michelin-Sternen erlangt. Mit üppigen Grillpartys im Garten seines Hauses: Würsten aus Deutschland, Schinken aus Bulgarien, ganzen Texel-Lämmern an sich drehenden Spießen. Ich erinnere mich an diese Partys, als sei es gestern gewesen: seine hünenhafte Gestalt hinter dem rauchenden Feuer, eigenhändig wendete er die Hamburger, Steaks und Hühnerschenkel. Sein unrasiertes, rot angelaufenes Gesicht, die Grillgabel in der einen, die Dose Jupiler in der anderen Hand. Seine Stimme, die wie immer weit über den Rasen trug. Eine Stimme wie ein Nebelhorn, an dem sich Tanker und Containerschiffe orientieren, wenn sie sich fernen Buchten und fremden Häfen nähern. Die letzte Grillparty ist noch gar nicht einmal so lange her, vielleicht fünf Monate. Damals war er schon krank, doch. Immer noch war er derjenige, der das Fleisch wendete, aber er hatte sich einen Gartenstuhl aus Plastik hingestellt, er musste sich dabei hinsetzen. Es ist immer wieder ein faszinierendes Schauspiel zu beobachten, wie eine Krankheit – eine Krankheit wie die seine – über den Körper eines Menschen herfällt. Wie sie ihn langsam auszehrt. Es ist ein Krieg. Der bösartigen Zellen gegen die gutartigen. Sie greifen den Körper erst über die Flanken an. Es sind Nadelstiche, die nur bezwecken, die Aufmerksamkeit von der Hauptstreitmacht abzulenken. Man wähnt sich schon als Sieger, doch der Feind hat sich tief im Körper versteckt, da, wo die Röntgenstrahlen, die Ultraschall- und MRT-Untersuchungen ihn nicht aufspüren können. Er wartet geduldig, bis die letzten Verstärkungen eingetroffen sind und ihm der Sieg nicht mehr zu nehmen ist.

Gestern Abend wurde die dritte Folge ausgestrahlt. Gaius Octavius wird Kaiser Augustus, er konsolidiert seine Macht und setzt den Senat außer Gefecht. Es kommen noch zehn Folgen. Nie war die Rede davon, dass die Sendung wegen des

Tods des Hauptdarstellers abgesetzt oder verschoben werden sollte. Ralph Meier passt gut in die Rolle, er ist der einzige niederländische Schauspieler neben Italienern, Amerikanern und Engländern, er zieht alle Aufmerksamkeit auf sich.

Ich habe die gestrige Sendung natürlich mit anderen Augen gesehen als die meisten anderen Zuschauer. Mit den Augen des Arztes.

»Kann ich weitermachen?«, hatte er mich gefragt. »Es bedeutet zwei Monate Dreharbeit. Wenn ich auf der Hälfte aufhören muss, ist das für alle eine Katastrophe.«

»Natürlich«, sagte ich. »Mach dir keine Sorgen. Meist ist es nichts. Wir warten einfach den Befund ab. Danach ist noch Zeit genug.«

Kaiser Augustus hielt eine Rede vor dem Senat. Die amerikanisch-italienische Koproduktion hatte weder Kosten noch Mühen gescheut. Tausende römische Soldaten, ganze Legionen, standen jubelnd auf allen römischen Hügeln und reckten ihre Schwerter, Schilde und Speere gen Himmel, Flotten von Hunderten Schiffen lagen im Hafen von Alexandria, es gab Wagenrennen, Gladiatorenkämpfe, brüllende Löwen und in Stücke gerissene Christen. Ralph Meier hatte die Krankheit in ihrer aggressivsten Form. Nur ein radikaler Eingriff hätte Aussicht auf Erfolg gehabt: ein Erstschlag, ein flächendeckendes Bombardement, das den böartigen Zellen mit einem Streich den Garaus gemacht hätte. Ich betrachtete ihn. Im Innern seines Körpers hatte aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptstreitmacht bereits zum Angriff geblasen.

»Senators!«, rief er. »*From this day I am your emperor. Emperor ... Augustus.*«

Seine Stimme trug wie immer weit – damals noch. Falls etwas nicht in Ordnung gewesen sein sollte, ließ er es sich nicht anmerken. Ralph Meier verstand sein Fach. Wenn es sein musste, spielte er alle an die Wand. Auch eine tödliche Krankheit.

Im Lauf der Jahre verschwanden die normalen Leute nach und nach aus meiner Praxis. Leute, die von neun bis fünf arbeiten, meine ich. Ich habe zwar noch einen Rechtsanwalt und den Betreiber eines Fitnessstudios, doch die meisten meiner Patienten sind in den sogenannten künstlerischen Berufen tätig. Von den Witwen einmal abgesehen. Von denen habe ich ziemlich viele. Man kann getrost von einem Witwenüberschuss sprechen. Witwen von Schriftstellern, von Malern ... die Frauen halten länger durch als die Männer, sie sind aus einem anderen, *härteren* Holz geschnitzt. Mit einem Leben im Schatten kann man sehr alt werden. Ein Leben lang Kaffee kochen und alle naselang zur Weingroßhandlung, damit die Genies in ihren Ateliers nicht auf dem Trockenen sitzen. Frischer Lachs aus Norwegen für die Schriftsteller in ihren Stuben, durch die man sich immer auf Zehenspitzen bewegen muss. Hört sich anstrengender an, als es ist. Die Witwen werden alt. Steinalt. Oft blühen sie für kurze Zeit auf, wenn der Mann das Zeitliche gesegnet hat. Sie sitzen in meinem Sprechzimmer, tupfen sich bekümmert die Augen trocken, sind aber auch erleichtert. Erleichterung ist eine Emotion, die sich schwer verbergen lässt. Ich betrachte sie mit den Augen des Arztes. Ich habe gelernt, durch die Tränen hindurchzusehen. Ein langes Krankenzimmer ist kein Zuckerschlecken. Leberzirrhose ist eine langwierige und schmerzhaft Angelegenheit. Oft reagiert der Patient zu

spät, er greift noch nach dem Eimer neben dem Bett, doch das Blut sprudelt schon. Dreimal täglich die Bettwäsche wechseln, schwer vom Erbrochenen und dem Kot, das verlangt dem Körper mehr ab als Kaffeekochen und das Überwachen des Geneva-Vorrats. Wie lange dauert das noch?, fragt sich die zukünftige Witwe. Halte ich es bis zur Beerdigung durch?

Doch schließlich bricht der Tag an. Das Wetter ist schön, am blauen Himmel treiben ein paar Schäfchenwolken, Vögel singen in den Zweigen, es duftet nach frischen Blumen. Zum ersten Mal in ihrem Leben steht die Witwe im Mittelpunkt. Sie trägt eine Sonnenbrille, damit niemand ihre Tränen sieht – zumindest glauben das alle. Doch in Wirklichkeit sollen die dunklen Gläser ihre Erleichterung verbergen. Der Sarg wird von den besten Freunden zum Grab getragen. Es werden Reden gehalten. Und es wird getrunken. Viel getrunken. Kein dünner Kaffee, sondern Weißwein, Wodka und Oude Geneva. Zum Essen kein Sandkuchen und keine Mandeltörtchen, sondern Austern, geräucherte Makrelen und Fleischkroketten. Danach zieht die ganze Gesellschaft zur Stammkneipe. »Alles Gute, alter Junge, wo immer du jetzt sein magst! Arschloch! Alte Sau!« Es wird angestoßen, der Wodka fließt reichlich. Die Witwe hat die Sonnenbrille ins Haar gesteckt. Sie lacht. Sie strahlt. Die vollgekotzten Betttücher liegen noch im Wäschekorb, morgen kommen sie zum letzten Mal in die Waschmaschine. Sie glaubt, ihr Leben wird immer so weitergehen. Die Freunde werden noch Monate (noch Jahre!) anstoßen. Auf sie. Auf ihren neuen Mittelpunkt. Sie weiß in dem Moment noch nicht, dass es bei ein paar Höflichkeitsbesuchen bleiben wird. Dass die Stille, die folgt, die gleiche Stille ist, die sich immer nach einem Leben im Schatten einstellt.

So läuft es meistens. Doch es gibt Ausnahmen. Wut macht Witwen hässlich. Heute Morgen gab es vor der Tür zu meinem Sprechzimmer einen ziemlichen Aufruhr. Es war noch früh, ich hatte gerade meinen ersten Patienten hereingerufen.

»Doktor«, hörte ich meine Assistentin rufen. »Doktor!« Ich hörte das Geräusch eines Stuhls, der zu Boden polterte, und dann eine andere Stimme. »Wo bist du, du Schwein?«, kreischte sie. »Komm raus, oder bist du zu feige?«

Ich grinste meinen Patienten an. »Einen Augenblick, bitte«, sagte ich. Von der Eingangstür bis zum Sprechzimmer führt ein Gang, zuerst muss man an einem Tisch vorbei, an dem meine Assistentin sitzt, dann kommt man zum Wartezimmer, das eigentlich ein Warteraum ist, denn er hat keine Tür.

Ich warf einen Blick zur Seite. Wie gesagt, war es noch früh am Morgen, doch es saßen schon drei Patienten da, die in alten *Marie Claires* und *National Geographics* blätterten. Das heißt, sie hatten die Zeitung auf den Schoß gelegt und sahen zu Judith Meier auf. Judith war, gelinde gesagt, nach dem Tod ihres Mannes nicht hübscher geworden. Ihr Gesicht war rot angelaufen, aber nicht gleichmäßig, die Haut war fleckig. Hinter ihrem Rücken gestikulierte meine Assistentin Entschuldigungen. Noch weiter hinten, bei der Eingangstür, lag ein umgekippter Stuhl.

»Judith!«, rief ich und breitete die Arme aus, als sei ich froh, sie zu sehen. »Was kann ich für dich tun?«

Für ein paar Sekunden schien meine Begrüßung ihr die Sprache zu verschlagen, aber in der Tat nicht mehr als ein paar Sekunden.

»Mörder!«, schrie sie.

Ich sah kurz zu den Leuten im Warteraum hin. Ein Filmregisseur mit Hämorrhoiden, ein Galerist mit Erektionsproblemen und eine nicht mehr ganz junge Schauspielerin, die ihr erstes Kind erwartete, wenn auch nicht von dem blonden, kräftig gebauten und immer unrasierten Schauspieler, den sie vor sieben Monaten auf einem Schloss in der Toskana geheiratet hatte – alles auf Kosten des Society-Programms des kommerziellen Senders, der die Feierlichkeit und die Afterparty live übertragen durfte. Ich zuckte mit den Achseln und

zwinkerte ihnen zu. Ein Notfall, sollte das heißen. Ein typischer Fall von akuter Hysterie. Alkohol oder Drogen – oder beides. Damit sie es auch verstanden, zwinkerte ich ihnen noch mal zu.

»Judith«, sagte ich so ruhig wie möglich. »Komm doch bitte mit, dann schaue ich, was ich für dich tun kann.«

Bevor sie antworten konnte, hatte ich mich schon umgedreht und ging mit großen Schritten zu meinem Sprechzimmer. Ich legte meinem Patienten die Hände auf die Schultern. »Würden Sie bitte noch einmal ganz kurz im Warteraum Platz nehmen? Meine Assistentin wird Ihnen ein Rezept ausstellen.«

Über meinen Schreibtisch hinweg betrachtete ich Judith Meiers Gesicht. Die Flecken waren immer noch da. Es war schwer zu erkennen, ob es ein weißes Gesicht mit roten Flecken war oder ein rotes Gesicht mit weißen Flecken.

»Du kannst einpacken«, sagte sie zum zweiten Mal. Und: »Diesen Saftladen hier kannst du dichtmachen.« Sie warf den Kopf zurück, in die Richtung der Tür, hinter der sich der Warte- raum mit den Patienten befand.

Die Ellenbogen auf den Schreibtisch gestützt, legte ich die Fingerspitzen aneinander und beugte mich etwas vor. »Judith«, begann ich – wusste aber einen Moment lang nicht, wie es weitergehen sollte. »Judith, ist es nicht etwas voreilig, solche weitreichenden Schlussfolgerungen zu ziehen? Ich habe bei Ralph anfangs vielleicht eine Fehldiagnose gestellt. Das habe ich zugegeben. Das wird morgen von der Ärztekammer geprüft. Aber ich habe nie vorsätzlich –«

»Warten wir ab, wie die Ärztekammer entscheidet, wenn ich ihr die ganze Geschichte erzähle.«

Ich starrte sie an. Ich versuchte zu lächeln, doch mein Mund fühlte sich an wie damals, als ich mir bei einem Sturz mit dem Fahrrad den Unterkiefer gebrochen hatte. Ein Loch in der Straße. Bauarbeiten. Die Stelle war zwar eingezäunt gewesen, doch Witzbolde hatten die Gitter geklaut. In der Erste- hilfe-Station hatte man meinen Ober- und Unterkiefer anei-

mandergenächt, ich durfte sechs Wochen nicht reden, und essen konnte ich nur mit einem Strohhalm.

»Gehst du hin?«, fragte ich so ruhig wie möglich. »Das ist nicht üb—«

»Nein, das haben sie mir auch gesagt. Aber sie fanden die Sache doch schwerwiegend genug, um eine Ausnahme zu machen.«

Diesmal lächelte ich. Das heißt, es gelang mir, die Lippen so zu bewegen, dass man es für ein Lächeln halten konnte. Doch es fühlte sich an, als würde ich nach Tagen des Schweigens zum ersten Mal den Mund wieder aufmachen.

»Ich sage kurz meiner Assistentin Bescheid«, sagte ich. »Es ist wohl sinnvoll, die Patientenakte vor mir zu haben.«

Judith machte Anstalten aufzustehen. »Gib dir keine Mühe! Es ist alles gesagt. Ich sehe dich morgen bei der Ärztekammer.«

»Einen Moment. Ich bin gleich wieder da. Ich habe etwas, was dich interessieren wird. Etwas, was du nicht weißt.«

Sie stand schon fast. Sah mich an. Ich bemühte mich, normal zu atmen. Sie setzte sich wieder hin.

»Einen Augenblick«, sagte ich.

Ohne diesmal meine wartenden Patienten auch nur eines Blickes zu würdigen, steuerte ich auf meine Assistentin zu. Sie telefonierte gerade.

»Nur die Salbe oder auch die Creme?«, fragte sie.

»Liesbeth, könntest du mal kurz ...«

»Moment bitte«, sprach sie in die Muschel.

»Schick bitte alle Patienten nach Hause«, sagte ich leise, »und sag den anderen ab. Denk dir irgendwas aus, egal was. Und geh dann auch nach Hause. Nimm dir den Rest des Tages frei. Ich muss jetzt kurz mit Judith ... Es ist gut, wenn ich mit ihr etwas länger ...«

»Hast du gehört, wie sie dich genannt hat? Das kannst du dir doch nicht —«

»Ich bin nicht schwerhörig, Liesbeth«, unterbrach ich sie. »Judith ist ziemlich durcheinander. Sie weiß nicht, was sie sagt. Vielleicht habe ich bei Ralph den Ernst der Krankheit unterschätzt. Das ist schlimm genug. Ich werde erst ... Ich unternehme was mit ihr, mal raus, einen Kaffee trinken auf einer Terrasse. Sie braucht etwas Zuwendung. Sehr verständlich. Aber ich will nicht, dass die Patienten mich mit ihr weggehen sehen. Also schick sie so schnell wie möglich weg.«

Als ich wieder in mein Sprechzimmer kam, saß Judith Meier immer noch auf dem Stuhl vor dem Schreibtisch.

Sie wendete den Kopf, sah meine leeren Hände und warf mir einen fragenden Blick zu.

»Die Akte muss doch irgendwo hier liegen«, sagte ich.

Eine Hausarztpraxis wie meine hat ihre Schattenseiten. Man bekommt ständig Einladungen. Die Leute finden, dass man ein bisschen dazugehört – mit Betonung auf »ein bisschen«. Vernissagen, Buchpräsentationen, Film- und Theaterpremieren, kein Tag vergeht, an dem nicht eine Einladung im Briefkasten liegt. Nicht hinzugehen ist keine Alternative. Wenn es um ein Buch geht, kann man sich noch damit herausreden, dass man erst bis zur Hälfte ist, man könne kein Urteil abgeben, solange man es noch nicht ausgelesen hat. Aber Theaterpremieren sind Theaterpremieren. Hinterher muss man etwas sagen. Das wird von einem erwartet: dass man etwas sagt. Ich rate dringend davon ab. Nicht tun. *Niemals*. Was man davon hält, behält man wohlweislich für sich. Eine Zeit lang habe ich es mit Floskeln versucht. Floskeln wie »Es gab ein paar schöne Szenen« oder »Wie hat es euch denn gefallen?«. Aber damit gaben sie sich nicht zufrieden. Man muss sagen, dass man es fantastisch fand, dass man dankbar ist, bei einer solch historischen Premiere dabei gewesen zu sein. Filmpremieren finden meist montagabends statt. Aber auch dann kann man anschließend nicht einfach verschwinden. Man muss sein Gesicht zeigen. Man will nicht zu spät nach Hause, man ist der Einzige, der am nächsten Tag zur normalen Zeit arbeiten muss. Man steht vor einem Hauptdarsteller oder einem Regisseur, und man sagt, dass man es fantastisch fand.

Das Zweitbeste ist »bewegend«. Das sagt man über das Ende eines Films. Ein Sektglas in der Hand, sieht man dem Hauptdarsteller oder dem Regisseur tief in die Augen. Man hat zwar das Ende des Films schon vergessen oder, besser gesagt, es ist einem gelungen, das Ende gleich wieder zu verdrängen, doch man macht eine ernste Miene und sagt: »Ich fand das Ende bewegend.« Danach kann man nach Hause.

Ich bin mir noch nicht im Klaren darüber, was schlimmer ist: der Film oder die Theatervorstellung an sich oder das Herumstehen hinterher. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass man während eines Films leichter an andere Dinge denken kann als während einer Theatervorstellung. Bei einer Theatervorstellung ist man sich seiner eigenen Anwesenheit bewusster. Seiner eigenen Anwesenheit und des Verstreichens der Zeit. Des Zeigers der Uhr. Für die Theaterpremieren habe ich mir extra eine Armbanduhr mit Leuchtzeigern angeschafft. Es passiert etwas mit der Zeit in einer Theatervorstellung. Etwas, was ich noch immer nicht ganz verstehe. Sie steht nicht still, die Zeit, nein, sie stockt. Man folgt den Bewegungen der Schauspieler, hört die Sätze, die aus ihren Mündern kommen, und es ist, als würde man mit einem Löffel in einer immer zäher werdenden Substanz rühren. Irgendwann lässt sich der Löffel einfach nicht mehr bewegen. Ich schaue zum ersten Mal auf die Uhr. Natürlich so unauffällig wie möglich. Schließlich möchte niemand während einer Theatervorstellung dabei ertappt werden, wie er auf die Uhr schaut. Ich schiebe den Ärmel des Jacketts langsam ein wenig hoch, kratze mich am Handgelenk, als würde es da jucken, und werfe einen Blick auf das Ziffernblatt. Und jedes Mal stelle ich fest, dass die reale Zeit und die Theaterzeit zwei völlig verschiedene Größen sind. Oder besser gesagt: dass sie sich in verschiedenen, nebeneinander existierenden Dimensionen abspielen. Man glaubt (man hofft, betet), es möge schon eine halbe Stunde vorbei sein, doch die Zeiger der Uhr teilen einem

mit, dass kaum zwölf Minuten verstrichen sind, seit das Licht im Theatersaal ausging. Man kann nicht seufzen oder stöhnen. Dann fällt man unnötig auf und bringt die Schauspieler aus der Konzentration. Aber es ist auch unmöglich, nicht zu seufzen und zu stöhnen. Das ist auch der große Unterschied zu einem Film: Man kann nicht weg. Im Kino kann man sich im Dunkeln heimlich aus dem Staub machen, sogar während einer Filmpremiere. Er muss sicher bloß dringend aufs Klo, denken die Leute, wenn sie es denn merken, und dann vergessen sie einen. Es fällt nicht so auf, dass man nicht mehr zurückkommt. Es ist denkbar. Es ist möglich. Ich habe das bei Filmpremieren schon öfter gemacht. Die ersten Male bin ich wirklich aufs Klo gegangen – die letzte Stunde des Films verbrachte ich sitzend auf dem Klodeckel, den Kopf in den Händen, seufzend, stöhnend, fluchend. Aber auch froh. Froh und erleichtert. Alles besser als der Film. Später entwickelte ich ein gewisses Geschick, mich auf Französisch zu empfehlen. Lässig, die Hände in den Hosentaschen, spazierte ich zum Ausgang. Ich muss mal an die frische Luft, sagte ich, wenn mir jemand über den Weg lief. Und schon stand ich draußen. Betrieb, Straßenbahnen, Motorroller, Menschen. Menschen mit normalen Gesichtern, mit normalen Stimmen. Menschen, die normale Dinge zueinander sagten. »Sollen wir noch was trinken, oder willst du schon nach Hause?« Statt: »Wir müssen verflüxt noch mal aufpassen, dass Vaters Erbschaft nicht in die falschen Hände gerät, Martha.« Wie viele solcher Sätze kann ein Mensch innerhalb von anderthalb Stunden aushalten? »Meine Tochter wird nicht wie ein Flittchen herumlaufen! Dann ist sie nicht mehr meine Tochter!« Zu einem Film gehört Musik, und jedes Jahr wird sie lauter. Man kann seufzen und stöhnen nach Herzenslust, ohne dass es jemand merkt. Doch es verhält sich wie mit dem Schmerz. Man schnappt immer schneller und tiefer Luft. Ein Hund, der Schmerz empfindet, hechelt, die Zunge aus dem Maul. Sauerstoff. Man strengt sich

an, möglichst viel Sauerstoff zur Schmerzstelle zu schleusen. Sauerstoff ist immer noch das beste Schmerzmittel. Ich stehe auf der Straße. Ich sehe die Leute. Ich sauge die frische Luft ganz tief in mich hinein. Bei einer Theatervorstellung ist das alles ausgeschlossen. Es gibt kein Schlupfloch. Bevor es losgeht, muss man unbedingt noch mal vor die Tür. Ohne Wenn und Aber – wobei das nicht ohne Risiko ist. Denn einmal draußen, wird man von verführerischen Gedanken überwältigt. Nicht mehr hineingehen ist von allen Gedanken der verlockendste. Nach Hause, Schuhe aus, sich aufs Sofa fläzen, im Fernsehen irgendein B-Movie, das man schon fünfmal gesehen hat. Alles besser als diese Theatervorstellung.

Es hat auch mit meinem Beruf zu tun. In meinem Beruf ist es notwendig, sich regelmäßig wirklich zu entspannen. Ich höre und sehe den ganzen Tag Dinge, die ich abends aus dem Kopf kriegen muss. Den Schimmel. Die blutenden Warzen. Hautfalten, zwischen denen die Temperatur zu hoch gestiegen ist. Eine Frau von hundertfünfzig Kilo, die man an einer Stelle untersuchen muss, von der man hoffte, sie nie mehr in Augenschein nehmen zu müssen. Aber in einer Theatervorstellung kann man sich nicht entspannen. Kaum ist das Licht aus, wittern die Dinge ihre Chance. Es ist dunkel, denken sie. Jetzt greifen wir ihn uns! Das einzige Licht ist jetzt das Licht auf der Bühne. Und die leuchtenden Zeiger meiner Uhr. Die unendliche Zeit nimmt ihren Anfang. Das große Stocken. Tagsüber während der Arbeit kann ich mich auf einen Abend freuen, an dem nichts passiert. Essen. Ein Bier oder ein Glas Wein. Nachrichten im Fernsehen. Das B-Movie oder ein Fußballspiel. Die Vorfreude ist der ideale Anfang eines Arbeitstags. Es ist ein Arbeitstag mit Aussicht. Mit Fernsicht, besser gesagt. Eine leicht hügelige Landschaft, die sich bis zum Horizont erstreckt, hinter dem das Meer glitzert. Aber ein Tag, der mit einer Theatervorstellung endet, ist wie ein Hotelzimmer, dessen Fenster auf eine blinde Wand hinausgeht. So ein

Tag atmet nicht. Die Luft ist stickig, und das Fenster klemmt und lässt sich nicht öffnen. Das Seufzen und Stöhnen fängt schon morgens um halb neun an, wenn ich zum ersten Mal daran denke. Normalerweise höre ich meinen Patienten nur mit halbem Ohr zu, doch an einem Arbeitstag, der mit einer Theatervorstellung endet, höre ich überhaupt nicht mehr hin. Ich lasse verschiedene Fluchtmöglichkeiten Revue passieren. Krankheit. Grippe. Lebensmittelvergiftung. Ein Verwandter, der sich vor den Zug geworfen hat. Ich denke an die Szene aus dem Film *Misery*, in der Kathy Bates mit einem Vorschlaghammer James Caan die Füße bricht. Ich könnte mir selber etwas antun. Während der Schlacht um Stalingrad schossen sich Soldaten beider Armeen durch die Hand oder in den Fuß, nur um nicht an die Front geschickt zu werden. Wer dabei erwischt wurde, bekam die Kugel. Mein Patient schwafelt unentwegt weiter über den unbestimmten Schmerz im unteren Rücken, doch ich kann nur an Schusswunden denken. In Mexiko machen die Todesschwadronen der Drogenkartelle eine Kerbe in die Spitze der Kugel, damit sie sich langsamer dreht. Eine langsamer rotierende Kugel richtet mehr Schaden im Körper an. Oder kommt auf der anderen Seite gar nicht mehr raus. Ich erwäge drastische Maßnahmen. Keine halben Sachen. Mit einem gebrochenen kleinen Finger kann man noch immer zu einer Theaterpremiere gehen. Neununddreißig Grad Fieber gilt als faule Ausrede. Nein, ich denke an andere Sachen. An ein Austernmesser, das mir ausrutscht und sich in die Handfläche bohrt, die Spitze kommt auf der anderen Seite wieder raus. Das Bluten fängt erst an, wenn man das Messer herauszieht.

Theaterstücke, die »aufgrund von Improvisationen« zustande gekommen sind, sind die schlimmsten. Es wird eine Menge genuschelt. Man hört Satzketten und Dialoge, die »der Wirklichkeit entnommen« sind. Die Schauspieler tragen selbst geschneiderte Klamotten. Aufführungen mit Improvisations-

grundlage sind in der Regel nicht so lang wie solche mit regulärem Skript, doch es verhält sich mit ihnen wie mit der gefühlten Temperatur, die sich kälter oder wärmer anfühlt, als das Thermometer angibt. Der Blick verhakt sich an den selbst geschneiderten Klamotten. Nach der gefühlten Zeit ist eine halbe Stunde vergangen, doch die Zeiger der Uhr lügen nicht. Man hält die Uhr ans Ohr. Vielleicht ist sie ja stehen geblieben. Doch die Lithiumbatterie hat eine Lebensdauer von anderthalb Jahren. Die Zeit verstreicht lautlos. Man muss bis sechzig zählen und noch einmal hinsehen.

Wenn man sich mit einem Austernmesser verletzt, droht immer eine Blutvergiftung. Deshalb geht man am besten gleich zum Arzt. Tetanus. Gelbfieber. Hepatitis A. Aber ich habe noch ganz andere Sachen hier. Ich habe hier Fläschchen herumstehen, von denen ein Tropfen genügt, um einen halben Tag lang nichts mehr von der Welt mitzubekommen. Ein weiterer Tropfen und man wacht überhaupt nicht mehr auf. Hunde und Katzen kriegen eine Spritze. Der Mensch kann eigenhändig den Giftbecher leeren. Viel ist dafür nicht nötig. Ein Schnapsglas voll. Neunzig Prozent Wasser und Geschmacksstoffe. Man kann mit Würde Abschied nehmen von Verwandten und geliebten Menschen. Man kann noch einen letzten Witz erzählen. Ich war oft genug dabei. Die meisten lassen sich die allerletzte Gelegenheit für einen Witz nicht entgehen, auch die, die man in ihrem Leben kein einziges Mal bei einem Scherz ertappt hat. Man merkt, dass sie lange darüber nachgedacht haben. Als wollten sie so in Erinnerung bleiben. Letzte Worte. *Saloppe* letzte Worte. Die Nähe des Todes verlangt eine gewisse Unbeschwertheit, meinen sie. Aber der Tod verlangt gar nichts. Der Tod kommt einen holen. Der Tod will, dass man ihm folgt, vorzugsweise ohne großen Widerstand. »Schenk dir auch einen ein«, sagen sie und leeren das Schnapsglas in einem Zug. Eine Minute später schließen sie die Augen, noch eine Minute später sind sie tot. Es werden

selten Tränen vergossen beim letzten Glas. Ich habe nie erlebt, dass einer zu seiner Frau sagte: »Ich habe dich immer geliebt. Du wirst mir fehlen. Und ich dir wahrscheinlich auch.« Nie. Unbeschwertheit. Ein Scherz. Bei Begräbnissen ist es genauso. Auch sie müssen vor allem lustig sein. Es muss gelacht und gesoffen und geflucht werden. Sonst gilt das als spießig. Eine spießige Beerdigung ist der schlimmste Albtraum eines Künstlers. »Genauso hätte es Henk gewollt«, sagen sie und zerdeppern die Whiskyflasche auf dem Sarg. »Es muss lustig zugehen. Kein Jammertal, verdammt noch mal!« Ich glaube, es hat vor fünfzehn Jahren angefangen, das mit den spaßigen Begräbnissen. Rosa Särge, Särge aus unbehandeltem Holz, mit Drachen und Haizähnen bemalte Särge, Särge von Ikea, Särge aus Plastik oder in Müllsäcke eingewickelte Särge. Am schlimmsten ist es für die Kinder. Wenn Kinder beteiligt sind, ist es sowieso schon schlimm, doch wenn ein Künstler stirbt, werden auch die Kinder gezwungen, das Ganze als Spaß zu sehen. Papas Sarg mit Stickern oder Versen zu verschandeln. Ihm seinen Lieblingsbecher mit der Aufschrift FUCK YOU! in den Sarg zu legen. Für später. Für dort. Am Ende der langen Reise. Damit er auch dort noch aus seinem Lieblingsbecher mit der Aufschrift FUCK YOU! Kaffee trinken kann. Die Kinder dürfen vor allem nicht heulen. Man bemalt ihre Gesichter, und sie kriegen Luftballons, Tröten und Papphütchen mit auf den Weg. Denn das war Papas größter Wunsch: dass seine Kinder Spaß haben auf seiner Beerdigung. Dass sie Verstecken spielen zwischen den Gräbern. Dass es hinterher Limonade und Kuchen gibt und einen großen Eimer mit Toffees und Snickers und Marsriegeln.

Alle wollen sie auf demselben Friedhof begraben werden. Auf dem Friedhof in der Biegung des Flusses. Es gibt eine lange Warteliste, für die normale Leute mit einem 9-to-5-Job erst gar nicht infrage kommen. Weil der Friedhof in der Biegung des Flusses liegt, gibt es mindestens viermal im Jahr eine Beerdi-

gung, bei der der Verstorbene übers Wasser transportiert wird. Es erhöht die Chance, dass man am nächsten Tag ein Foto in der Zeitung hat. Das Boot legt in der Innenstadt ab und fährt unter den Brücken hindurch, das garantiert gute Bilder. Es ist üppig mit Blumen und Kränzen geschmückt, Männer und Frauen tragen bemalte Gewänder und Zipfelmützen auf dem Kopf. Frauen mit Schmetterlingsflügeln auf dem Rücken, Männer mit grün oder rot gefärbten Schnurrbärten. Auf dem Vorderdeck spielen vier Bläser vom Trompetenensemble Glück und Freud in Clownskostümen eine spaßige Melodie. Alle auf dem Leichenboot und den Begleitbooten sind schon betrunken. Die normalen Leute schauen vom Ufer dem schwimmenden Leichenzug zu, doch die besoffenen Trauergäste würdigen die normalen Leute keines Blickes.

Man muss es Ralph Meier lassen – oder eigentlich seiner Frau Judith –, dass seine Beerdigung bis zu einem gewissen Grad normal war. Kein Boot, sondern ein gewöhnlicher Leichenwagen. Es waren bestimmt tausend Leute gekommen. Kamerateams mehrerer Fernsehsender. Als der Wagen mit dem Sarg in den Kiesweg einbog, brauchte ich nur ein paar Schritte zurückzutreten, um nicht gleich von den nächsten Angehörigen bemerkt zu werden. Judith trug eine große Sonnenbrille und einen schwarz-weiß gepunkteten Trauerschleier. Wahrscheinlich kam es durch diesen Schleier, dass sie mich an jenem Tag, mehr noch als sonst, an Jacqueline Kennedy erinnerte, obwohl ich nicht glaube, dass Jacqueline Kennedy einem ungebetenen Gast auf einer Beerdigung vor Tausenden von Leuten ins Gesicht gespuckt hätte.

Nach dem Vorfall bin ich nicht sofort weggegangen, sondern habe noch eine Weile am Flussufer gestanden. Ein Ruderboot schoss durchs Wasser, ein Mann auf einem Fahrrad schrie den Ruderern vom Ufer Anweisungen durch ein Megafon zu. Auch die zwei Schwäne, in ihrem Kielwasser zwei schaukelnde Jungen, verstärkten den Eindruck, dass »das

Leben einfach weitergeht«, wie man so sagt. Nach ein paar Minuten drehte ich mich um und ging zum Friedhof zurück.

Weil nicht so viele Leute in die Trauerhalle passten, wurden die Reden unter freiem Himmel gehalten. Der Bürgermeister sprach und sogar der Kultusminister. Schauspielkollegen und Regisseure kramten Erinnerungen aus und gaben pikante Anekdoten zum Besten. Es wurde gelacht. Ich stand ganz hinten, halb verdeckt zwischen den Sträuchern, ein paar Meter vom Kiesweg entfernt. Ein Komiker hielt eine Rede, in der es hauptsächlich um ihn selbst ging. Es war weniger eine Trauerrede als vielmehr eine Generalprobe für seinen nächsten Auftritt. Ein paar Leute lachten, doch es klang, als fänden sie es eher peinlich als lustig. Ich dachte an Ralph Meiers letzte Augenblicke, im Krankenhaus, vor noch nicht einmal einer Woche. Das Schnapsglas mit dem tödlichen Cocktail stand auf einem Rolltisch am Bett. Neben einem halb leeren Becher Obstjoghurt, in dem noch der Löffel steckte, der Morgenzeitung und einer Shakespeare-Biografie, in der er in den letzten Wochen gelesen hatte. Nach dem Lesezeichen zu urteilen, war er nicht über die Hälfte hinausgekommen. Er hatte Judith gebeten, mit den beiden Söhnen kurz aus dem Zimmer zu gehen.

Als sie weg waren, winkte er mich zu sich.

»Marc«, sagte er; dann nahm er meine Rechte zwischen seine beiden Hände.

»Ich möchte dir sagen, dass es mir leidtut.«

Ich sah ihm ins Gesicht. Es war eigentlich ein ganz gesundes Gesicht, nur ein bisschen mager. Nur wer gesehen hatte, wie rund und voll es noch vor ein paar Monaten gewesen war, wusste, dass er krank war. Seine Augen waren klar.

Es war immer wieder merkwürdig. Ich hatte es öfter erlebt. Jemand wählte ein bestimmtes Datum, um zu sterben, doch an dem Tag blühte er plötzlich auf. Er lachte mehr als sonst, es war fast, als hoffte er, jemand würde ihn zurückhalten, jemand

würde zu ihm sagen, es sei doch Unsinn, einfach Schluss zu machen.

»Ich hätte nicht ... ich hätte nie ...«, sagte Ralph Meier. »Es tut mir leid. Das wollte ich dir noch sagen.«

Ich antwortete nicht. Mit den richtigen Mitteln und ein paar äußerst unangenehmen Behandlungen hätte er sein Leben vielleicht noch einen Monat verlängern können. Doch er hatte sich für das Schnapsglas entschieden. Für einen würdigen Abschied. Das Schnapsglas sorgte dafür, dass man die Hinterbliebenen nicht mit schwer auszulöschenden Erinnerungen belastete.

Trotzdem war es eigenartig. Der selbst gewählte Tod. Der selbst gewählte Tag. Das Werfen des Handtuchs. Warum nicht morgen? Warum nicht in einer Woche? Warum nicht gestern?

»Wie geht es ... ihr?«, fragte er. Im letzten Moment verkniff er es sich, ihren Namen auszusprechen. Ich weiß nicht, was ich sonst getan hätte.

Ich zuckte mit den Achseln. Ich dachte an den Urlaub vor gut einem Jahr. Im Sommerhaus.

»Marc«, sagte er. Ich fühlte den Druck seiner Hand. Viel Kraft hatte er nicht mehr. »Kannst du ihr sagen ... kannst du ihr sagen, was ich dir gerade gesagt habe?«

Ich wandte den Blick von ihm ab; ohne Mühe zog ich meine Hand zwischen seinen beiden Händen heraus – denselben Händen, die einmal die Kraft besessen hatten, andere Menschen Dinge tun zu lassen, die sie nicht wollten.

»Nein«, sagte ich.

Es passierte eine halbe Stunde später. Ich stand im Flur, die beiden Söhne hatten Hunger bekommen und waren in die Kantine gegangen. Judith Meier kam von der Toilette zurück, wo sie sich offenbar die Lippen und die Augen geschminkt hatte.

»Ich bin froh, dass du dabei warst«, sagte sie.

Ich nickte. »Es war ein sanfter Tod«, sagte ich. Solche Sachen sagt man in so einem Augenblick. Automatisch. So wie man über eine Theateraufführung sagt, sie sei fantastisch gewesen. Oder das Ende eines Films ergreifend.

Ein Mann in einem Krankenhauskittel kam auf uns zu, blieb vor uns stehen und streckte Judith die Hand entgegen.

»Frau Meier?«

»Ja?« Sie drückte die Hand.

»Maasland. Maasland. Hätten Sie einen Augenblick Zeit?«

Er hatte eine braune Mappe unter dem Arm. Auf einem Etikett rechts oben stand mit Filzstift »Herr R. Meier« geschrieben, darunter in kleineren Druckbuchstaben der Name des Krankenhauses.

»Und Sie sind?«, fragte Maasland. »Ein Verwandter?«

»Ich bin der Hausarzt«, sagte ich und streckte die Hand aus.  
»Marc Schlosser.«

Maasland ignorierte meine Hand.

»Schlosser«, sagte er. »Das ist ... das trifft sich gut. Es gibt

ein paar Dinge ...« Er schlug die Mappe auf und begann zu blättern. »Wo habe ich es? Hier.«

Irgendetwas in Maaslands Körpersprache bewirkte, dass ich auf der Hut war. Wie alle Spezialisten machte er keinen Hehl aus seiner tiefen Verachtung für Hausärzte. Ob Chirurg oder Gynäkologe, Internist oder Psychiater, sie sahen einen alle mit dem gleichen Blick an. Hattest damals wohl keine Lust, noch weiterzustudieren?, besagte dieser Blick. Warst du faul, dich noch mal vier Jahre abzurackern? Oder hattest womöglich Angst vor wirklicher Arbeit? Wir schneiden Menschen auf, wir dringen zu den Organen vor, zum Gehirn, der Schaltzentrale des menschlichen Körpers, wir kennen diesen Körper, wie ein Mechaniker den Motor eines Autos kennt. Ein Hausarzt darf nur die Motorhaube öffnen – und schüttelt dann vor Staunen und Bewunderung den Kopf angesichts eines solchen Wunderwerks der Technik.

»Wir haben gestern mit Herrn Meier noch kurz seine ganze Krankengeschichte durchgesprochen«, sagte er. »Das ist bei Euthanasie eine übliche Prozedur. Sie sind aber nicht derjenige, der Herrn Meier an uns überwiesen hat, oder, Schlosser?«

Ich tat so, als dächte ich nach. »Das ist richtig«, sagte ich.

Maasland fuhr mit dem Finger über die Seite. »Ich frage Sie das, weil hier steht ... ja, hier.« Der Finger hielt inne. »Gestern erklärte Herr Meier uns gegenüber, er sei im Oktober letzten Jahres bei Ihnen in der Sprechstunde gewesen.«

»Möglich. Sehr gut möglich. Er kam nur selten zu mir. Meist Kleinigkeiten. Oder wegen einer Zweitmeinung. Ich war ... ich bin ein Freund der Familie.«

»Und weswegen kam er im Oktober zu Ihnen, Schlosser?«

»Daran kann ich mich jetzt so direkt nicht erinnern. Das müsste ich nachschauen.«

Maasland sah schnell zu Judith und dann wieder zu mir. »Herrn Meier zufolge haben Sie ihm im Oktober vorigen Jahres gesagt, es bestehe kein Grund zur Besorgnis, obwohl sich

damals schon die ersten Symptome seiner Krankheit bemerkbar machten.«

»Das kann ich jetzt nicht so direkt sagen. Es ist möglich, dass er mich damals schon darauf angesprochen hat. Vielleicht spürte er schon etwas und wollte einfach nur beruhigt werden.«

»Haben Sie Herrn Meier während dieses Besuchs eine Gewebeprobe entnommen, Schlosser? Und haben Sie uns diese Gewebeprobe zur Untersuchung geschickt?«

»Daran müsste ich mich aber doch wirklich erinnern.«

»Das denke ich auch. Zumal eine Gewebeentnahme nicht ohne Risiko ist. Schlimmstenfalls kann sie die Krankheit sogar beschleunigen. Ich darf hoffen, dass Ihnen das bewusst ist, Schlosser?«

Die Motorhaube. Ich hätte die Motorhaube zwar öffnen, aber die Drähte und Schläuche nicht anfassen dürfen.

»Das Merkwürdige an der Sache ist, dass Herr Meier sich an das alles sehr genau erinnerte«, fuhr Maasland fort. »Dass Sie die Probe zur Untersuchung schicken wollten. Und dass er Sie dann später wegen des Ergebnisses anrufen sollte.«

Ralph Meier war tot. Sein inzwischen wahrscheinlich schon ziemlich erkalteter Körper lag nur wenige Meter von uns entfernt hinter der grünen Tür, an der ein Schild mit der Aufschrift *STILLE* hing. Wir konnten ihn nicht mehr fragen, ob er sich gestern möglicherweise im Datum geirrt hatte.

»Im Moment kann ich mich nicht daran erinnern«, sagte ich. »Es tut mir leid.«

»Wie dem auch sei, die Gewebeprobe ist jedenfalls nie bei uns angekommen.«

Na siehste, hätte ich fast gesagt. Ralph Meier hat am vorletzten Tag seines Lebens die Tatsachen ganz schön durcheinandergebracht. Wegen der Medikamente. Wegen seines geschwächten Zustands. Doch ich schwieg.

»Oktober«, sagte Judith Meier plötzlich.

Wir starrten sie an.

»Ralph machte sich Sorgen«, sagte sie, während sie mich fixierte. »Er musste für die Dreharbeiten zwei Monate nach Italien. In ein paar Tagen sollte er abreisen. Er sagte mir, du hättest ihm mitgeteilt, es wäre nichts, hättest aber vorsichtshalber etwas ins Krankenhauslabor geschickt. Damit er sicher sein kann.«

»Bei uns ist nie etwas angekommen«, sagte Maasland.

»Das ist in der Tat sehr seltsam«, sagte ich. »Das hätte ich doch wirklich nicht vergessen, scheint mir.«

»Deshalb wollte ich auch eigentlich Sie sprechen, Frau Meier«, sagte Maasland. »Dies ist in unseren Augen zu schwierig, als dass wir es auf sich beruhen lassen könnten. Wir möchten der Sache auf den Grund gehen. Ich wollte Sie bitten, uns Ihre Zustimmung zu einer Autopsie zu geben.«

»O Gott!«, sagte Judith. »Eine Autopsie? Ist das wirklich nötig?«

»Es verschafft uns allen und besonders Ihnen, Frau Meier, Gewissheit darüber, was genau geschehen ist. Eine Autopsie ist sehr aufschlussreich. Wir können zum Beispiel sehen, ob tatsächlich Gewebe entnommen wurde und wann. Die Methoden sind in den letzten Jahren verfeinert worden. Sollte Gewebe entnommen worden sein, können wir äußerst präzise bestimmen, wann das geschehen ist, fast auf den Tag genau.«